

~~S. 2224~~
B.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1898.

Erster Band.

222428
1. 5. 28

München

Verlag der k. Akademie

1898.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

lassen. Wir vertrauen auf die bewährte Einsicht der k. Staatsregierung und die übrigen beteiligten Faktoren, dass Mittel und Wege gefunden werden, den Bedürfnissen unserer Sammlungen gerecht zu werden.

Das Einfachste wäre, wenn das ganze Wilhelminische Gebäude den im Generalkonservatorium vertretenen Staatssammlungen eingeräumt, und wenn das nicht möglich ist, wenn dann ein den Zwecken des Generalkonservatoriums entsprechender Neubau aufgeführt würde. Aber dass das eine oder das andere geschieht, ist eine Lebensfrage der wissenschaftlichen Staatssammlungen.

An dem heutigen akademischen Festtage ist es auch üblich, der im Laufe des Jahres verstorbenen Mitglieder zu gedenken, worüber die Herren Klassensekretäre vortragen werden. Die historische Klasse verlor ein Mitglied, welches auch mit dem Präsidium und dem Generalkonservatorium in innigster Beziehung stand. Professor Dr. Max Lossen war auch Sekretär der Akademie. Ich will dem Berichte des Herrn Klassensekretärs über den Historiker Lossen nicht vorgreifen, aber fühle mich verpflichtet, meinerseits hervorzuheben, dass der Verstorbene nicht bloss ein gründlicher Gelehrter, sondern zugleich auch ein vorzüglicher Beamte und Geschäftsmann war, der die zahlreichen, vielseitigen Beziehungen des Sekretariats trefflich geordnet und musterhaft gestaltet hat.

Darauf widmet der Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse, Herr W. v. Christ, eine kurze Ehrenerwähnung den im abgelaufenen Jahre verstorbenen Mitgliedern:

Don Pascual de Gayangos, gestorben im Jahre 1897, gehörte unserer Akademie seit 1859 an. Unser trefflicher M. J. Müller pries ihn bei seiner Aufnahme in die Akademie als den ersten Orientalisten Spaniens. Durch zahlreiche Schriften machte er sich hochverdient um die Aufhellung der altspanischen Litteratur und Geschichte.

Erwin Rohde, gestorben in Heidelberg am 11. Januar 1898. Ein tragisches Geschick hat es gefügt, dass wir dem ausgezeichneten Gelehrten, dessen Aufnahme in unsere Akademie wir in der Festsitzung des vorigen Herbstes verkündeten, schon heute einen wehmutsvollen Nachruf zu widmen haben. Aber war auch nur kurz die Zeit unserer akademischen Verbindung, so werden doch seine ausgezeichneten Hauptwerke ‚Der griechische Roman‘ und ‚Psyche‘ in den Kreisen der Gebildeten fortleben, und seine scharfsinnigen Untersuchungen auf dem Gebiete der griechischen Litteratur ihren nachhaltigen Einfluss auf die philologischen Studien zu üben fortfahren.

Darauf gedachte der Sekretär der historischen Klasse, Herr J. Friedrich, der im abgelaufenen Jahre verstorbenen Mitglieder der Klasse:

Die historische Klasse verlor am 16. November 1897 **Wilhelm Heinrich von Riehl**, den Lieblingsschriftsteller weiter Kreise unseres Volkes.

Er wurde am 6. Mai 1823 zu Biebrich, damals nassauische Residenz, geboren und empfing hier, wo sein Vater Schlossverwalter war, die ersten für sein künftiges Wirken massgebenden Anregungen. Denn ohne das Biebricher Jugendleben, ohne seinen konservativ gerichteten mütterlichen Grossvater und seinen in Paris von dem weltbürgerlichen Geist der Revolutionszeit durchdrungenen Vater wäre er nach seiner Ueberzeugung weder Novellist noch ein Kulturhistoriker geworden. Der Grossvater nahm den Knaben auf seine beschaulichen Feldwanderungen mit, der Vater aber häufig auf seine Dienstreisen in die Nachbarstädte, unbekümmert darum, ob der Junge darüber die Schule versäumte; denn in der Welt, hiess es, lerne man mehr, als in der Schule. Morgens sang der Grossvater an seinem alten kleinen Stiftenklavier ihm Liedchen von Schulz und Hiller vor, und abends hörte er in dem Hausquartett des Vaters reine und edle Musik. Da das Biebricher Schloss neu ausgestattet werden sollte, wurden von den verlassenen Schlössern

und der säkularisirten reichen Abtei Eberbach Kunstwerke und seltsamer Hausrat jeglicher Art, lebensgrosse Oelbilder trierischer Kurfürsten, Eberbacher Aebte und vieler anderer fürstlicher Herren und Damen, gute und schlechte, durchlöcherterte und zerrissene, dahin gebracht. Oft spielte und träumte der Knabe zwischen diesen Bildern versunkener Herrlichkeit, und es dämmerte in ihm zuerst der Gang der Weltgeschichte.

Der Vater wünschte zwar, dass der Knabe studiren möge, er sollte aber weder Staatsbeamter noch gar Pfarrer werden. Da indessen der Vater noch vor Beendigung der Gymnasialstudien des Sohnes starb, und Riehl von der Idylle des Pfarrhauses bezaubert war, wollte er dennoch Pfarrer werden. In Marburg, wo der heute noch berühmte Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, Rettberg, grossen Eindruck auf ihn machte, in Tübingen und Giessen studirte er Theologie, daneben auch Philosophie bei Hegelianern und Schellingianern. Vor Allem packten ihn aber gewaltig die kunsthistorischen Vorlesungen Vischers in Tübingen durch die prächtigen, aus dem Leben gegriffenen Analysen des Natur- und Kunstschönen, welche er in freiem Redefluss zu farbengesättigten Bildern zu gestalten wusste. Damals empfand es Riehl freilich oft unangenehm, dass sein kleiner Wechsel es ihm nicht erlaubte, manche Collegien, die ihn anzogen, zu belegen; aber später sah er darin doch eine glückliche Fügung, welche ihn einer Gefahr habe entrinnen lassen. Er wäre dann vielleicht, meinte er, ein zunftgerecht gelehrter Sybarit des Wissens geworden, der fort und fort gelernt, das Gelernte mit feinsten Zunge geprüft und in der Wissenschaft geschwelgt, aber selber nichts geschaffen hätte.

Im Herbst 1843 bestand Riehl in Herborn das Candidatexamen. Er war der einzige Candidat, und gerade dieser Umstand wurde entscheidend für sein Leben. Da man wegen eines einzigen Candidaten nicht den ganzen Apparat eines Candidatenseminars in Bewegung setzen wollte, schickte man ihn mit einem ansehnlichen Stipendium nach Bonn, um bei Nitzsch und Sack seine praktisch-theologische Ausbildung zu

vollenden. Beide stiessen ihn aber mehr ab, als sie ihn anzogen, und namentlich war es ihm ein Schreckbild, dass er sein ganzes künftiges Leben Predigten niederschreiben und auswendig lernen sollte, wie das nassauische Kirchenregiment es forderte. Die Ernüchterung trat ein. Dazu hatte er in Bonn das treffliche Kölner Streichquartett und die Kölner Oper gehört, Genüsse, auf die er als Pfarrer hätte verzichten müssen, und ebenso wenig wäre es ihm möglich gewesen, seine Kunststudien, denen er auf seinen nie unterbrochenen Wanderungen oblag, fortzusetzen. Er kam immer mehr ins Schwanken. Den Ausschlag gaben der alte Ernst Moriz Arndt, den er über „vergleichende Völkergeschichte“ sprechen hörte, „wie er vordem in seinen zündenden volksthümlichen Schriften geschrieben hatte“, und Dahlmann, der „Politik“ vortrug. Ergriff ihn bei Arndts Schilderungen die Sehnsucht, die ganze deutsche Nation zu erforschen und nach dem Leben zu malen, so kam er durch Dahlmann zu der Auffassung, dass der Staat das organisirte Volk und um des Volkes willen da sei, dass die Staatskunst auf die Bedürfnisse des Volkes ziele, dass sie aus dem Volksgeiste erwachsen und in der steten Erforschung des Volkslebens begründet sein müsse.

Am Ende des Wintersemesters 1844 entsagte er der lockenden Aussicht auf baldige Anstellung und widmete sich ganz dem Studium unseres Volkes und seiner Gesittung. Kleine musikgeschichtliche Aufsätze, Wanderbilder und mehrere jetzt vergessene Novellen, welche er in den letzten Semestern geschrieben und gegen Honorar in belletristischen Blättern untergebracht hatte, gaben ihm die Zuversicht, dass er auf diesem Wege zunächst wenigstens, bis er sich zu seinem Berufe vollends ausgebildet haben würde, seine geringen Lebensbedürfnisse würde bestreiten können. Er ging wieder nach Giessen, verkehrte mit Männern der Wissenschaft, hörte ihre Vorlesungen, schrieb wenig, lernte viel und bereitete sich so auf die journalistische Thätigkeit vor. Doch seine wichtigste Lehrzeit und zugleich seine Feuerprobe wurde das Sturmjahr 1848, in dem er (bis 1849) das Theater in Wiesbaden leitete. Andere wurden

durch die Revolution aus ihren Bahnen gerissen, Riehl wurde durch sie in seine eigenste Bahn und in sich selbst zurückgedrängt. Er beobachtete und lernte das politische und soziale Leben in täglicher Anschauung kennen, und allzeit eine konservativ angelegte Natur, ist er durch das Jahr 48 erst bewusst konservativ geworden, — nicht in dem Sinne, dass er sich einer konservativen Parteisablone angeschlossen hätte. Denn dazu war er nach seiner eigenen Aussage zu sehr „ein individualistischer Geselle“, der niemals ein Mann der herrschenden Parteien noch der herrschenden Schule werden konnte.

Ein Essay „Der deutsche Bauer und der moderne Staat“, der Cotta's Aufmerksamkeit erregte und in dessen „Deutscher Vierteljahrsschrift“ 1850 erschien, führte Riehl 1851 in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung in Augsburg. Hier entstand, nicht ohne Cotta's Anregung und Einfluss, auch sein erstes Buch „Die bürgerliche Gesellschaft“ 1851, welches ihm „zwar nicht die lärmschlagende Gunst der politischen und literarischen Parteien gewann, wohl aber eine grosse Zahl persönlicher Freunde und eifriger Anhänger in den verschiedensten Gauen Deutschlands“. Es lenkte aber auch die Aufmerksamkeit Sr. Majestät K. Maximilians II. auf ihn, und bald folgte Riehl dem an ihn ergangenen königlichen Rufe nach München, wo er, 1854 zum Honorarprofessor und 1859 zum ordentlichen Professor für Kulturgeschichte und Statistik ernannt, seine ganze Eigenart erst entwickeln konnte.

Die Parteiungen und Reibungen, welche die von dem Monarchen in bester Absicht vollzogenen Berufungen zur Folge hatten, sind wenigstens von der älteren Generation noch nicht vergessen. Auch Riehl gehörte zu den Berufenen und sollte als Redakteur der „Neuen Münchener Zeitung“ an den vom Könige geförderten Bestrebungen theilnehmen. Doch nun zeigte sich die Riehl'sche Natur. Er blieb, wie er es immer war, der Mann seiner selbst, und nachdem ihm in dem bayerischen Land und Stamm eine neue Welt aufgegangen war, wurde ihm auch die Redaktionsstube zu enge. Er wollte lieber Land und Leute kennen lernen, ihre Sitten, Gebräuche und

provinzialen Eigenthümlichkeiten erforschen, und je tiefer er auf seinen Wanderungen in sie eindrang, desto mehr wuchs der Stamm ihm ans Herz. Das Ergebniss seines Studiums, verbunden mit früheren Wanderstudien, war sein Buch „Land und Leute“ 1854. Dagegen entsprach ganz seiner Neigung der von König Maximilian im allgemeinen und im Detail entworfene Plan zu einer „Bavaria“, welche die Geschichte und Naturkunde, die Ethnographie, die Klimatologie, die Volkssitte, den Gesundheits- und Krankheitszustand, die Volksbildung und Sagenwelt Bayerns umfassen sollte. Nahezu vierzig Mitarbeiter aus den verschiedensten Ständen und Gegenden wurden dafür gewonnen, und Riehl trat als Redakteur des Werkes an ihre Spitze, damals ein so zeitgemässes Unternehmen, dass der Geograph Daniel in Halle sagte: „Wenn alle Länder Werke wie die „Bavaria“ aufzuweisen haben, dann muss es eine Freude sein, eine deutsche Spezialgeographie zu schreiben.“

Von da an verlief Riehls Leben, zwischen Lehramt und schriftstellerische Thätigkeit getheilt, einfach und ruhig. Es verging kaum ein Jahr, ohne dass er uns mit einem neuen Buche beschenkt hätte. Im Jahre 1861 trat er als ordentliches Mitglied in unsere Akademie ein, und bereits in hohen Jahren übernahm er noch das Direktorium des Nationalmuseums, dieser unschätzbaren kulturgeschichtlichen Sammlung, welche ebenfalls K. Maximilian II. mit Hülfe zweier Männer schuf, von denen der eine uns angehört hat, der andere noch in unserer Mitte weilt.

Riehls schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich auf kulturgeschichtlichem Boden, wenn auch drei Gruppen von Schriften sich unterscheiden lassen: sozialpolitische, musikgeschichtliche und novellistische. Denn er fasste auch die Musikgeschichte im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte auf, und ebenso hat jede seiner zahlreichen Novellen einen kulturgeschichtlichen Hintergrund.

Riehl ging auch als Schriftsteller seine eigenen Wege. Wie er sich freute, kein zunftgerecht gelehrter Sybarit des Wissens geworden zu sein und gerade dadurch seine Schaffens-

kraft erhalten zu haben, so wollte er auch keine „schulgelehrte“ Bücher schreiben. Sein Werk „Die Naturgeschichte des Volkes“, welches hauptsächlich hieher gehört und die einzeln erschienenen Bücher „Die bürgerliche Gesellschaft“, „Land und Leute“ und „Die Familie“ (1855) umfasst, soll kein System, kein Lehrbuch sein, sondern ein Lesebuch, das, aus dem Leben geschöpft, auf das Leben wirken will. Er wendet sich daher auch nicht an die Aristokratie der Gelehrtenwelt, an die speziellen Fachmänner, sondern an ein grosses Publikum, schildert das soziale Volksleben und verknüpft mit seinen Bildern die Erörterung politischer Probleme. Natürlich konnte er eine „Naturgeschichte des Volkes“ nicht aus Büchern allein schöpfen; sie musste vielmehr auf „Quellenstudien aus dem Leben“ beruhen, deren er sich übrigens in allen seinen Schriften befloss. Seine Methode bestand in „Beobachten und Bedenken“ und sein Ziel war: „Aus dem Leben fürs Leben“. Und dafür war Riehl mit seiner eindringenden Schärfe der Beobachtung, seiner unbestechlichen Treue der Auffassung, seiner seltenen Feinheit des Urtheils und vorurtheilfreien Wahrheit der Darstellung, insbesondere aber mit seiner Liebe zu seinem Volke berufen wie wenige.

Seine Bücher sind darum „erwanderte und erlebte“. Wie er „durch ein lustiges Wanderleben erst ins Bücherschreiben hineingewandert ist, so sollen auch seine Bücher allerwege lustig zu lesen sein“. Und wenn auch Gelehrsamkeit darin steckt, so darf sie sich doch nicht selbstgefällig präsentiren, nicht die künstlerische Einheit in der Schreibart des Buches stören. Denn jedes seiner Bücher, wenn er darin auch zu belehren bestrebt ist, sollte ein Kunstwerk sein und den Lesern einen Kunstgenuss bieten. Seine frische, geistreiche und humorvolle Schreibweise verfällt daher auch nie in das, nach seiner Ansicht mit der Kunst unverträgliche, Unedle.

So gelang es Riehl, sich ein ungemein grosses Lesepublikum heranzuziehen. Eine Auflage seiner Bücher folgte der anderen. Ja, sein köstliches Buch „Die Familie“, erschien sogar in einer starken Volksausgabe und wurde vielfach ein

Hausbuch; von den drei ersten Büchern der „Naturgeschichte des Volkes“ aber erlebte er noch vor seinem Tode die Freude, dass sie als Schulausgaben mit Einleitungen und Anmerkungen bearbeitet und herausgegeben wurden.

Doch seltsam. Während seine Bücher immer grösseren und weiteren Anklang fanden, erreichte er gerade das Ziel nicht, welches er sich vor Allem vorgesetzt hatte. Seine „Wissenschaft vom Volk“ sollte die Grundlage einer neuen Sozialpolitik werden und das Staatsrecht nur die Formenlehre dieser Politik. „Das Studium des Volkes — so führte er aus — sollte aller Staatsweisheit Anfang sein und nicht das Studium staatsrechtlicher Systeme. . . . Das Volk ist der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers sich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als Künstler Mass und Ordnung setzen soll.“ Er führte „den praktischen Staatsmännern vors Gewissen, dieser Vielgestalt der sozialen Gebilde in der Politik gerecht zu werden, auf die Individualität des immer noch reich gegliederten Volkslebens ihre Systeme zu gründen, nicht umgekehrt nach vorher entworfenen und wenn auch der Idee nach noch so sehr berechtigten Systemen das Leben zu modeln“. Er hielt darum auch allen Ernstes die Universitäten mit ihren vier Fakultäten für veraltet und schob in die zweite Auflage von „Land und Leute“ ein neues Kapitel „Die vier Fakultäten“ ein, in welchem er einen neuen organischen Aufbau derselben auf dem Grunde der „Wissenschaft vom Volke“ zu begründen suchte.

Indessen hatte er weder mit seinem Appell an die Staatsmänner Erfolg, noch vermochte er „das Fachwerk der alten vier Fakultäten zu zerbrechen“. Er musste gestehen, dass „wir in eine neue Zeit eingetreten sind, Deutschland, Europa sich gründlich verändert hat, neue Ideale des politischen und sozialen Lebens unser Volk erfüllen und bewegen, dass wir anders denken, anders empfinden wie damals“, und beschied sich, seit 1860 andere Bücher zu schreiben. Er verlangte nunmehr selbst, man solle seine „Naturgeschichte des Volkes“ historisch lesen, „als Urkunde für den Geist einer vergangenen

Zeit“. Und als solche werden seine Bücher, namentlich für den Historiker, ihren Werth behalten. Denn wessen Erinnerung noch in jene Jahre 1848—1855 zurückreicht, der wird gestehen müssen, dass Riehl mit grosser Treue die damaligen Zustände geschildert und manches gesehen und überliefert hat, was sonst kaum mehr in dieser Weise zu finden sein dürfte. Ich erinnere nur an das interessante Kapitel in „Land und Leute“: „Volksthümliche Mystik der Revolution“, dessen Zuverlässigkeit ich aus meinen eigenen Erfahrungen bestätigen kann. Und wenn man auch mit seiner Auffassung oder mit den Folgerungen aus seinen Beobachtungen nicht immer einverstanden sein kann, so spricht er Alles in so geistreicher Weise aus, dass man es doch gerne liest.

Als das Dauerhafteste, was er nach seiner Meinung geschrieben, bezeichnete Riehl selbst seine Novellen, „welche er lediglich in der Absicht schrieb, den Lesern ein kleines Kunstwerk, einen behaglichen Kunstgenuss zu bieten“. Und in der That sind Riehl's Novellen nach dem Urtheil eines in diesen Fragen kompetenten Mannes Dichtungen, „die an sittlichem Gehalt, an Vertiefung der seelischen Probleme, an Echtheit des Kulturhintergrundes hoch über die neue Unterhaltungsliteratur emporragen“. Ich füge nur hinzu, was Riehl selbst gegen das Ende seiner Tage darüber sagte: „Durch meine Bücher geht ein religiöser Zug; ich habe ihn nicht beabsichtigt, sondern er ist mir immer von selbst gekommen. Dies gilt ganz besonders von meinen Novellen . . . Weil ich mir aber den wahren, warnblütigen Menschen gar nicht denken kann ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen und Lieben, so mussten diese Bewegungen bald leise verschleiert, bald hell und stark, bald bejahend, bald verneinend auch in meinen Novellengestalten hervortreten, wie bei deren Schicksalen der freie Wille und — die Fügung Gottes. . . Gerade darum habe ich niemals moralische oder religiöse Tendenznovellen geschrieben; denn Religion und Sittlichkeit war mir allezeit ein natürlicher und selbstverständlicher Theil echten Menschenthumes. Und dieses

in lebenswahren Bildern zu spiegeln, ist die eigenste Aufgabe des Poeten.“

Kein Wunder daher, dass Riehl, selbst ein solcher lebenswarmer Mensch, in den Tagen der Starblindheit auf den Gedanken verfiel, „Religiöse Studien eines Weltkinde“, d. h. eines Kulturhistorikers und Sozialpolitikers in einer Person verbunden, zu schreiben oder eigentlich zu diktiren — gewissermassen das Facit seines Lebens. Er gibt diese „Studien“ ebenfalls „nicht in abstrakter Gedankenkette“, sondern erzählt, was er selbst auf seinem Lebensgange erfahren, beobachtet und dabei gedacht, wie er sich mit den religiösen Problemen und den dieses Gebiet berührenden wissenschaftlichen Erfahrungen und That-sachen abgefunden hat. Er schaut auch in diesen „Studien“ offen in die Welt, zeigt sich noch für alles Gute, Schöne und Grosse empfänglich und hat nur für Eines kein Verständniss, für den Pessimismus, diese „Kopfhängerei“, wo sie immer hervortreten mag, in der Philosophie oder in der Poesie, Malerei und Musik.

Riehl war auch ein Meister der Rede. Tausende von Studirenden folgten seinen beredten und geistvollen Ausführungen über Kulturgeschichte und „über die bürgerliche Gesellschaft und die Geschichte der sozialen Theorien“. Dann wanderte er bis vor wenigen Jahren auch hinaus und hielt in mehr als hundert Städten ganz Deutschlands hunderte von Wandervorträgen über die verschiedensten Gegenstände und Fragen, welche zum grössten Theil in den zwei Bänden „Freie Vorträge“ veröffentlicht sind. Waren seine akademischen Vorlesungen ihm ein Vergnügen, so dienten ihm, wie er mir öfters sagte, seine Wandervorträge zur Erholung.

Kaum vom Krankenlager aufgestanden, begann er, schon gebrochen und sich mühselig in die Universität schleppend, seine Vorlesungen im letzten Wintersemester und fand einen Trost darin, dass er wenigstens dieses noch zu leisten im Stande sei. Es währte wenige Tage, und — sein Mund verstummte auf immer.

Eine viel kürzere Laufbahn war Riehl's engerem Landsmanne **Max Lossen** gegönnt, der, 55 Jahre alt, am 5. Januar 1898 aus dem Leben schied.

Eigentlich westfälischer Abstammung, wurde Lossen am 25. April 1842 zu Emmershausen in Nassau, wo sein Vater Pächter und Direktor eines Domänenhüttenwerkes war, geboren. Schon in seinem sechsten Jahre vater- und mutterlos geworden, fand er zugleich mit seinen vier Geschwistern Aufnahme bei einem verwittweten väterlichen Oheim, einem Arzte in Kreuznach, und dessen Schwester, die beide sich aufs wärmste der Erziehung der Doppelwaisen annahmen. Hier empfing Lossen auch die tiefen kirchlich-religiösen Eindrücke, welche ihn durch sein Leben begleiteten und mannfach bestimmten.

Als er im August 1861 vom Kreuznacher Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife entlassen war, ging er, da er in den nassauischen Staatsdienst zu treten gedachte, noch im gleichen Monat nach Hadamar, um sich ein zweites Mal der Reifeprüfung zu unterziehen. Im Herbst kam er in der festen Absicht, Jurist zu werden, nach München. Allein Lehrer, wie Giesebrecht und Döllinger, namentlich aber unser verehrter College Cornelius, zogen ihn so sehr an, dass er den Entschluss fasste, sich dem Studium der Geschichte zu widmen. Seit 1863 setzte er in Bonn und Heidelberg seine Studien fort, kam dann 1865 nach München zurück, um eine früher hier begonnene Arbeit: „Die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian“, d. h. die Vollstreckung der über Donauwörth verhängten Reichsacht durch Herzog Maximilian von Bayern im Jahre 1607, zu vollenden und sich auf Grund derselben den Dokortitel in Heidelberg zu erwerben (1865).

Damit schien seine wissenschaftliche Laufbahn ihr Ende gefunden zu haben. Ein mütterlicher Oheim in Mannheim veranlasste ihn zum Eintritt in sein weitverzweigtes Tabakgeschäft, und da der Oheim gleich darauf starb, leitete Lossen allein das Geschäft, das ihn nach Frankreich, Spanien, Algerien, Portugal und England führen sollte. Doch auf die Dauer sagte diese Thätigkeit ihm nicht zu. Es erwachte die

Liebe zur Wissenschaft aufs neue in ihm. Im Jahre 1870 gab er das Geschäft auf, siedelte 1871 mit seiner inzwischen begründeten Familie nach München über und fing als Privatgelehrter seine geschichtlichen Studien wieder aufzunehmen an. Denn meines Wissens dachte Lossen damals nie daran, irgend eine amtliche Thätigkeit ausüben zu wollen. Er verlor sich auch sogleich in die weitaussehenden Forschungen für sein zum grössten Theile aus den Archiven zu schöpfendes Hauptwerk: „Der Kölnische Krieg“, von dem 1882 der I. Band, die Vorgeschichte 1565—1581, erschien.

Unterdessen machte sich aber doch wieder die praktische Seite seines Wesens geltend und suchte Befriedigung. Nach Ueberwindung einiger Bedenken nahm er daher 1881 die erledigte, bis dahin als recht unbedeutend betrachtete Stelle eines Sekretärs unserer Akademie an. Der Umstand aber, dass ein Gelehrter sie übernahm, der selbst 1885 als ausserordentliches und 1889 als ordentliches Mitglied in die Akademie, später auch in die historische Kommission eintrat, hob die Stelle, so dass sie bei Lossen's Tode vielen Gelehrten erstrebenswerth erschien. Es machte dabei aber auch die Akademie, wie wir eben aus dem Munde Sr. Exzellenz, des Herrn Präsidenten, vernommen, die Erfahrung, dass ihre geschäftlichen Interessen besser in den Händen eines von wissenschaftlichem Geiste erfüllten, zugleich geschäftsgewandten Mannes liegen, als in denen eines gewöhnlichen Bureaubeamten.

Leider nahmen die Geschäfte des Sekretariats Lossen doch mehr in Anspruch, als er erwartet haben mochte, und hemmten vielfach seine wissenschaftliche Thätigkeit. Dennoch veröffentlichte er eine Reihe grösserer und kleiner Arbeiten, darunter 1886: „Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538 bis 1573“ mit überaus sorgfältigen biographischen, literarischen und politischen Anmerkungen und Erläuterungen. Da Masius, ein Niederländer, nicht blos ein angesehener Humanist war, sondern auch in der Kenntniss des Hebräischen wenige seinesgleichen hatte, in Rom das Arabische und Syrische erlernte und als Schriftsteller auf diesem Gebiete in hervorragender

Weise thätig war, ausserdem als juristischer Agent dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz und dem Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg, zeitweise auch in Rom, diente, so ist das Buch eine wahre Fundgrube insbesondere für die Gelehrten-geschichte des 16. Jahrhunderts. Es wurde auch allgemein anerkannt, dass sich Lossen durch die Bearbeitung und Herausgabe dieser Korrespondenz ein wesentliches Verdienst erworben hat.

Seit ein paar Jahren fing der so gesunde und lebensfrohe Mann, ohne dass es Jemand ahnte oder wusste, zu kränkeln an und sah, wie er mir gestand, mit grosser Besorgniss dem Ausgange seines Leidens entgegen. Das spornte ihn an, alle seine Kräfte noch an die Vollendung seines Hauptwerkes zu setzen. Es gelang ihm. Aber wie in Todesahnung und gleichsam Rechenschaft über seine Geschichtschreibung ablegend, schrieb er: „Nach fünfundzwanzigjähriger, oft unterbrochener, aber nie liegen gelassener Beschäftigung mit der Geschichte des Kölnischen Krieges lege ich die Feder nieder mit dem Bewusstsein, einen fast ebenso langen, folgenreichen Zeitraum der politischen und kirchlichen Geschichte des Deutschen Reiches, einen Zeitraum, in welchem religiöse Leidenschaften und Parteiungen vorgeherrscht haben, die heute noch in der Masse unseres Volkes fortleben, aus den Aeusserungen der Mitlebenden selbst schöpfend, aber mich erhebend über eigene Vorliebe und Abneigung, wahrheitsgetreu dargestellt zu haben. Ich war bemüht, in einem an sich nicht gerade leichten Fall den praktischen Beweis zu liefern, dass eine unparteiische Geschichtschreibung ebenso wohl möglich und darum ebenso gut Pflicht ist, wie eine unparteiische Rechtsprechung.“ Wenige Wochen, ehe er sich auf das Sterbebett legte, konnte der Schlussband ausgegeben werden, aber den Erfolg desselben erlebte er nicht mehr.

Lossen's „Kölnischer Krieg“ umfasst nur 20 Jahre, aber es sind folgenschwere Jahre für die Entwicklung der deutschen Verhältnisse. Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 hatte keineswegs alle Streitfragen zum Austrage gebracht, im Gegen-

theil durch den, von den Protestanten ohnehin nicht angenommenen geistlichen Vorbehalt eine neue Quelle des Unfriedens geöffnet. Katholiken und Protestanten suchen neue Territorien zu gewinnen und dadurch ihr Bekenntniss zu erhalten oder auszubreiten. Die Politik der katholischen wie der protestantischen Fürsten geht auf die Erwerbung der Bisthümer für ihre nachgeborenen Söhne, um den Hausbesitz in der Hand des Aeltesten zusammenzuhalten, und der seit langer Zeit fast ausschliesslich zu den Domkapiteln zugelassene und damit zur Bischofswahl berechnete hohe und niedere Adel will einen Landesfürsten, der vor Allem die Rechte und Privilegien des Kapitels, als der Erb- und Grundherren der Hochstifter, wahren und vertheidigen soll. Der römische Stuhl aber, dem durch Reichsgesetz die Bestätigung der Bischöfe gewährleistet ist, verlangt überall streng kurialistisch gesinnte, bereits geweihte oder demnächst zu weihende Bischöfe. So verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr. Am wichtigsten aber war die Befürchtung der einen und die Hoffnung der andern, dass durch den Uebergang eines geistlichen Kurfürstenthums zum Protestantismus das Gleichgewicht im Kurfürstenkollegium aufgehoben und sicherlich bei erster Gelegenheit ein Protestant zum Kaiser gewählt würde. Diese Frage spielte nun in der That im Kurfürstenthum Köln und führte, als der Kurfürst Gebhard von Truchsess, um heirathen zu können, protestantisch werden und zugleich sein Kurfürstenthum behalten wollte, zum Kölnischen Krieg, aus dem Herzog Ernst von Bayern und die katholische Partei siegreich hervorgingen.

Die Fäden der Politik laufen in diesen Jahren wirr durcheinander; Lossen entwirrte sie aber mit sicherer Hand und stellte die Geschichte dieser 20 Jahre mit einer Klarheit und Unbefangenheit dar, dass, wie schon der erste Band wegen dieser Vorzüge allgemeine Anerkennung fand, das Gleiche auch von dem zweiten zu erwarten ist. Und da Lossen mit dem umfassendsten Quellenmaterial arbeitete, so wird sein Werk trotz weiterer Veröffentlichungen die Grundlage für die Geschichte dieser Vorgänge bleiben.

Die historische Classe verlor ausserdem im letzten Jahre fünf auswärtige Mitglieder, insgesamt Männer von ganz hervorragender Bedeutung.

Am 30. Juli 1897 starb in Wien **Alfred von Arneth**, Direktor des Staatsarchivs und Mitglied des Herrenhauses, seit 1865 auswärtiges Mitglied der k. Akademie und in den letzten Jahren, nach von Sybel's Tod, Präsident der historischen Kommission bei unserer Akademie. Arneth war kein bloßer Hüter der ihm anvertrauten Schätze. Durch eine Reihe werthvoller Publikationen aus ihnen erweiterte er unsere Kenntniss des XVIII. Jahrhunderts wesentlich. Sein Ruf als ausgezeichnete Historiker knüpft sich aber insbesondere an seine beiden bände-reichen Werke: „Prinz Eugen von Savoyen“ (3 Bände), und: „Geschichte Maria Theresia's“ (10 Bände). Zu ganz besonderem Danke verpflichtete er sich die Forscher durch die liberale Art, mit welcher er ihnen die von ihm verwalteten geschichtlichen Quellen zur Benützung überliess. Er galt als das Muster eines Archiv-Vorstandes.

Ihm folgte am 8. August 1897 **Jakob Burckhart**, Professor in Basel, nach, der, so gefeiert er war, der einfache und schlichte Mann blieb, der er von Hause aus war. Er wurde 1869 korrespondirendes, 1885 auswärtiges Mitglied unserer Akademie. Burckhart war ein gründlicher Forscher und geistvoller Darsteller. Seine „Kultur der Renaissance in Italien“ und sein „Cicerone“, eine „Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens“ sind epochemachende Werke, welche eine neue Auffassung der Kunst und Kultur der Renaissance erschlossen haben.

Am 20. September 1897 starb auf der Rückreise aus der Schweiz in Frankfurt a. M. **Wilhelm Wattenbach**, zuletzt Professor in Berlin, welcher seit 1860 unserer Akademie als auswärtiges Mitglied angehörte und eines der ältesten Mitglieder der historischen Kommission war. Ursprünglich Philolog, wurde er frühzeitig unter die Mitarbeiter an den Monu-

menta Germaniae historica aufgenommen und lieferte für sie eine Reihe mustergültiger Quellen-Editionen. Seine anderen grösseren Werke liegen auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften, wie seine Anleitungen zur griechischen und lateinischen Paläographie und sein „Schriftwesen im Mittelalter“. Alle diese Leistungen überragt aber sein Buch: „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts“, ein ausgezeichnetes Werk, welches zugleich über die fast zahllosen Untersuchungen der Geschichtsquellen kritisch orientirt und dadurch den Historikern unentbehrlich ist. Ein anderer Vorzug dieses Buches sind die einleitenden Ausführungen zu den einzelnen Abschnitten, wodurch es zugleich eine Geschichte der geistigen Bildung des deutschen Volkes wird. Das Werk wird von dauerndem Werthe sein, wenn zumal andere mit gleicher Liebe es auf dem Laufenden der Forschung erhalten werden.

Besonders nahe geht uns der Tod **Franz von Wegele's** am 16. Oktober 1897, zuerst Professor in Jena, seit 1857 in Würzburg. Er trat 1860 als auswärtiges Mitglied in die k. Akademie ein und wurde fast gleichzeitig auch Mitglied der historischen Kommission, in deren Auftrag er zugleich mit Frh. v. Lilienkron das grosse Nationalwerk „Die allgemeine Deutsche Biographie“ redigirte. Dann fasste er für die von der historischen Kommission herausgegebene „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ die „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus“ ab (1884). Schon dass die Kommission ihm diesen Auftrag ertheilte, beweist seine Tüchtigkeit; er war aber auch, wie seine Monographien „Karl August von Weimar“, „Dante Alighieri“ u. s. w. zeigen, durch seine scharfe Auffassung und prägnante Beurtheilung von Personen und ihren Leistungen ganz besonders dazu befähigt. Das Werk, das sich der günstigsten Aufnahme und Beurtheilung erfreute, wird unvergessen bleiben.

Am 29. Dezember 1897 starb das älteste auswärtige Mitglied nicht nur der historischen Classe, sondern der Gesamtakademie, **Constantin von Höfler**. Früher an der Münchener Universität Professor, begann mit seinem Eintritt in unsere Akademie im Jahre 1841 eine eigenthümliche Episode ihrer Geschichte, welche bis zum 25. März 1849 dauerte. Im Jahre 1847 wurde Höfler, der zugleich dem Minister Abel als Publicist Dienste leistete, seiner Professur enthoben, kam als Provinzialarchivar nach Bamberg und folgte 1851 einem Rufe nach Prag, wo er bald zu den Führern der Deutschen im böhmischen Landtage gehörte und die Zweitheilung der alt ehrwürdigen Universität Prag in eine deutsche und tschechische beantragte. Später trat er, obwohl ins Herrenhaus berufen, m. W. politisch nicht mehr hervor. — Höfler war ein sehr fruchtbarer Historiker. Noch in München veröffentlichte er: „Die deutschen Päpste“, 2 Thle. (1839), „Kaiser Friedrich II.“ (1844), „Albert von Beham und Regesten P. Innocenz IV.“ (1847) u. s. w. In Bamberg widmete er sich „Fränkischen Studien“, in Prag der Erforschung der böhmischen Geschichte, als deren Früchte ich nenne: „Geschichtschreiber der husitischen Bewegung“, 3 Thle. (1856—1864), „Glagolitische Fragmente“ (1857), „Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag“ (1864). Er hat sich dadurch ein grosses Verdienst um die Herstellung einer ächten Geschichte der Deutschen in Böhmen und um die Wiederbelebung ihres Deutschthums erworben. Erst später wandte er sich wieder anderen Gegenständen zu und liess erscheinen: „P. Adrian VI.“ (1880), „Don Antonio de Acuña, genannt der Luther Spaniens“ (1882), „Don Rodrigo de Borja (P. Alexander VI.) und seine Söhne“ (1888) u. s. w. Höfler gehörte der älteren, romantisch angehauchten Münchener historischen Schule an und blieb ihr auch in seiner Verbannung, wie er sich auszudrücken pflegte, mehr oder weniger treu bis in sein Alter.
